

(Nachdruck verboten.)

15]

## Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Die jungen Mädchen in ihren Darlekarlier- und Zigeuneranzügen, in ihren Kobold- und Pierrettenkostümen fühlten sich hier außerhalb der engen Grenzen, welche sonst der gute Ton vorschreibt, und ihr Lachen hatte etwas von der wilden Ausgelassenheit, die endlich ihre Fesseln sprengt.

Fräulein Alstrand und Fräulein Boy ließen Dora allein bei ihren Blumen zurück, sie gingen lieber umher und verkauften Bouquets, da wurden sie mehr beachtet. Dora hatte keine Gelegenheit gehabt, ihren Trumpf auszuspielen, sondern brannte fortgesetzt von kindlicher Begierde, sich jemand mitteilen zu können. Sie sah, wie die andren Mädchen die Köpfe zusammensteckten und sich leise etwas ins Ohr flüsternten, das sie dann erröten und sichern machte; und die arme Dora fühlte sich wieder außerhalb stehen, wie geliehen zu dem Fest, wo sie keine Freundin, nicht einmal eine Bekannte hatte. Ihr Antlitz leuchtete auf, als sie die Baronin Uffköld gewahrte.

„Sieh, da ist ja meine kleine Freundin, nun, gefällt es Ihnen?“ fragte sie freundlich.

„Ja, danke, beste Frau Baronin. Darf ich heute abend auf den Ball gehen?“

Dora sah nicht auf, ihr Herz klopfte heftig.

„Nein, mein Kind, das wird nicht gehen. Wie wollen Sie nach Hause kommen? Marie kann ich nicht schicken, wenn ich ihrer bedürfen sollte, so wäre es ja schrecklich.“

„Ja, aber ich kann sehr gut allein gehen; das ist gar nicht ängstlich.“

„Mitten in der Nacht, nein, mein liebes Kind.“

„Ach . . . ich möchte aber so furchtbar gern,“ stammelte Dora mit Thränen in den Augen, „ich bin schon zum ersten Mal engagiert.“

So, jetzt war es gesagt; sie hatte sich das große, wichtige Geheimnis abgerungen, doch sobald es sich in Worte kleidete, schien es ihr plötzlich, als fröhe es zusammen und wurde so klein vor der Baronin feinem Lächeln — einer wortlosen Kritik.

„Ein Walzer . . . o, den werden Sie noch oft genug in Ihrem Leben tanzen, Dora.“

Die Baronin legte ihre ganze durchtanzte Jugend in den schleppenden Ton, darauf nickte sie und ging weiter. Wenn sie einmal in die Gesellschaft kam, hatte sie viele Bekannte zu begrüßen.

Dora zog sich bis in die äußerste Ecke des Standes zurück, da stand sie und zupfte und zupfte Blätter von einem Zweig, während ihr die helleren Thränen in die Augen traten. Sie kümmerte sich nicht mehr darum, Blumen anzubieten, sie kümmerte sich um nichts mehr, sie würde ja nie eine Freude haben. Sie sah finster zu der lachenden und schwahenden Gruppe der andren jungen Mädchen hinüber, da bemerkte sie Kandidat Becker — sie wußte jetzt, daß er Kandidat der Philosophie war, denn das hatte sie vorhin von einigen jungen Mädchen, die sich vor ihrem Blumenstand eifrig über ihn unterhielten, gehört.

Gerade, als er vorüberschritt, sagte sie halb laut:

„Herr Becker.“

Er wandte sich um und näherte sich ihr mit fragender Miene.

„Es ist besser. Sie engagieren eine andre Dame zu dem Walzer, denn ich komme heute abend nicht zu der Reunion.“

„Warum nicht?“

„Ich darf nicht.“

Sie sprach betrübt und seufzte dazu.

„Darf nicht . . . Ja, das ist schade, aber darum werden Sie doch wohl nicht weinen.“

„Ja, es ist so unrecht,“ stieß Dora heftig hervor und schleuderte dabei grausam eine unschuldige Aster zur Erde, „es ist das einzige, erbärmliche Vergnügen, das ich während des ganzen Sommers habe, und jetzt . . . jetzt . . .“

„Aber Sie können doch wohl die Mama oder Tante oder wer es sonst ist, hübsch bitten, gnädiges Fräulein, daß sie Erbarmen mit Ihnen hat.“

Dora kämpfte einen Augenblick mit ihrem Stolz, doch schließlich sagte sie leise: „Es ist weder Mama noch Tante, ich bin Gesellschafterin bei der Baronin Uffköld.“

Sie sah ihn an, gefaszt, dem veränderten, kalten Ausdruck zu begegnen, welchen sie seit frühester Kindheit sich als Stempel ihres Armutsattestes anzulegen gelernt hatte, doch diesmal wartete sie vergebens.

Kandidat Beckers graue Augen richteten sich voll warmen Mitgefühls auf sie. Er schien trotz seiner Jugend oder vielleicht gerade infolge derselben zu verstehen, wie schwer solches Bekenntnis sein mußte.

„Kann man denn die Baronin nicht überreden?“ fragte er kampfesmutig. „Ich kenne sie zwar nicht, aber ist sie hier, können Sie sie mir ja zeigen, dann will ich einen Versuch wagen.“

„Sie steht dort, in jener Richtung, neben der Dame im blauen Sammetkleid, können Sie sie sehen?“

„Ja, sehr deutlich. Jetzt gehe ich hin und stelle mich vor.“

„Nein, warten Sie ein wenig, was wollen Sie sagen, Herr Becker?“

„Daß es in ihrer Macht steht, einer kleinen, vergnügungssüchtigen jungen Dame eine frohe Ballerinnerung zu verschaffen, und daß Ihre Gnaden etwas so Einfachem, Logischem nicht zu widerstehen brauchten. Was hat die Alte für Gründe, es Ihnen abzuschlagen?“

„Sie sagte, daß ich nicht allein nach Hause gehen kann.“

„Ein ganz triftiger Grund; aber wenn Sie mich nur gütigst zu Ihrem Cavalier machen wollen, so ist die Sache abgemacht.“

Kandidat Becker gelang es ohne Schwierigkeiten, die Zustimmung der Baronin zu erhalten; die alte Dame hatte eine kleine Schwäche für „artige, junge Männer“.

Fräulein Alstrand und Fräulein Boy fingen an, Dora mit abgünstiger Bosheit zu behandeln, weil sie schon einen Cavalier für den Ball hatte; und als dann des Abends in dem großen, stilvollen Societätsaal der erste Walzer gespielt wurde, und Dora am Arm ihres stattlichen Tänzers über den blanken Fußboden dahinschwebte, sah sie, daß viele Blicke ihnen folgten. Sie redte selbstbewußt ihre schlanke Gestalt, ließ den Kopf mit einem unsicheren Versuch weiblicher Koketterie an des Kandidaten Schulter sinken und wünschte, glühend vor kindlichem Stolz, daß die Thron zu Hause ihre kleine Dora, die wie ein Laufmädchen umherlaufen und Besorgungen machen mußte, hier gesehen hätten, wie sie in ihrem zarten, rosa Wollkleide und mit vierknöpfigen Handschuhen an den nicht tadellos weißen Händen tanzte.

Sie war während des ganzen Abends wie ein strahlender Maitonnenschein, wurde von ihrem Kandidaten vorgestellt und erhielt von rechts und links Aufforderungen zum Tanze. Im Blumenwalzer bekam sie viele Bouquets und befestigte alle gewissenhaft mit Stecknadeln, äußerst besorgt, einen ihrer Schätze verlieren zu können. —

Nach diesem Abend fing Dora an, ein Tagebuch zu schreiben; sie hatte erst daran gedacht, all diesen Gärstoff, welcher in ihr arbeitete, in einen Brief an Marie Luise auszuschütten, fand dann aber, daß es so spannend sei, ein Geheimnis zu haben. Sie verwahrte die halbvertrockneten Ballbouquets in einer Pappschachtel und schrieb auf den Deckel: „Erinnerungen meines ersten Balles“. Beides, dies und die erste Tagebuchseite, waren am Morgen vor dem Frühstück erledigt; sie hatte sich auch so fein angezogen, wie ihre einfache Garderobe es nur erlaubte, denn vielleicht, nein, wahrscheinlich würde sie den Kandidaten treffen. Er hatte ja gesagt, daß er sich freuen würde, wenn sie sich einmal begegneten, und er wußte, wo sie wohnte.

Es war ein langer, schläfriger einformiger Vormittag trotz aller hellen Rückerinnerungen an den gestrigen Tag. Dora saß auf einem Gartenstuhl der Baronin gegenüber und kämpfte tapfer, das Interesse für Phyllis' Schicksal wach zu erhalten, doch das Buch wurde zu Blei in ihren Händen, während sie an alle die jungen Mädchen und Herren dachte, die heute wieder zusammen sein und sich amüsieren würden. Sie war gewiß sehr dankbar für gestern, aber — gestern konnte doch nicht zu heute werden. Das einzige, was sie tröstete, war, daß sie am Abend ihr armes Ich in das Tagebuch setzen und mit ihren glühenden Gedanken umrahmen würde.

Endlich kam der Nachmittag und mit ihm der Baronin Ciesta. Dora griff in großer Hast nach dem Matrosenhut und der kleinen braunen Tasse und schlug dann den Weg nach dem Lawn Tennis-Platz ein. Es geschah ein wenig zaudernd, und sie blieb in einiger Entfernung davon stehen, doch immerhin nahe genug, um von jemand, der sie g e r n sehen wollte, leicht entdeckt werden zu können. Sie erkannte sofort Kandidat Becker, Fräulein Alstrand und viele andre der gestrigen Bekannten. Sie lachten und schwatzten und schienen sehr vergnügt zu sein. Wenn nun der Kandidat zu ihr träte und fragte, ob sie nicht Lust hätte, mitzuspielen. „Nein, danke,“ würde sie antworten, „ich kann nicht spielen, aber wenn ich zusehen dürfte.“ Dann würde er ganz wie die Gelden der Mrs. Alexander oder Mrs. Hungerford ritterlich sagen: „Dann sehe ich auch zu, wenn Sie erlauben.“ Und er und sie würden auf der Bank da oben sitzen, und die andren würden ihn schmeichelnd bitten, und . . . Nein, wie sie lachten! Jetzt blickte er gewiß nach ihrem Stein herüber! Sie wurde bei diesem Gedanken glühend rot über das ganze Gesicht, denn mit ihrem lebhaften Sinn hatte sie schon für den Kandidaten zu schwärmen begonnen.

Sie täuschte sich jedoch, er hatte sie nicht bemerkt. Sie saß da geduldig eine halbe Stunde, länger wagte sie nicht wegzubleiben, doch einen letzten Versuch machend, ging sie auf dem Rückwege unmittelbar an dem Tennisplatz vorbei. Sie ging sehr schnell, als ob sie es schrecklich eilig hätte, und als die Spielenden sie grüßten, machte sie eine so kurze und eckige Verbeugung, als hätte es sie außerordentlich gestört, diesen Gruß erwidern zu müssen.

Aber wie klopfte ihr kleines warmblütiges Herz, wie jagte der brauende Frühlingsstrom der Gefühle über sie hin, und wie peinigten sie alle die Mängel, welche sie plötzlich in ihrem Neuzern zu finden glaubte. Blißschnell wandte sie noch ein einziges Mal den Kopf, es konnte ja sein, daß er sie einzuholen versuchte, und dann — ja, dann würde sie gleich wieder froh werden. Ihr war, als hätte sie ihm so viel zu erzählen. Er war der Saltpunkt, an den sich ihr junges, nach Sympathie lechzendes Gemüt klammerte.

Am nächsten Morgen schlug der Herbstregen gegen die Scheiben, so ein ununterbrochener, durchdringender Herbstregen, der zwei oder drei Tage beansprucht, ehe er Neigung zeigt, aufzuhalten. Er strömt mit kalten, dichten Tropfen über alles hin und bereitet den Weg für den Sturm mit seiner verheerenden Macht, denn die Bäume, welche eben noch in ihrem grünen Sommerschmuck standen, nehmen jetzt durch den Regen den ersten gelben Farbenton an, und wenn dann der Sturm die Nester schüttelt, fällt das welke Laub krank und todesmatt zur Erde.

Die Baronin Uffköb beschloß jetzt, in ihre warme, bequeme Wohnung in der Hauptstadt zurückzukehren. Ihre Tochter, die nun ein ganzes Jahr in Italien gewesen war, sollte auch Mitte September heimkommen, und bis dahin wollte die Baronin alles in Ordnung haben.

Man fing an einzupacken; es ging drüber und drunter in der friedlichen Wilka, die Baronin saß in Pelztragen und Schawls eingehüllt in ihrem Lehnstuhl und erteilte von dort aus ihre Befehle. Dora lief, die Hände voll aller möglichen Kleinigkeiten geschäftig hin und her, packte ein und mußte es wieder herausnehmen, denn die Baronin konnte sich nie entschließen, in welchen Koffer sie dies oder jenes haben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Erinnerungsfälschungen.

In einem Hause wurde ein größerer Einbruchsdiebstahl verübt. Alles ist in Aufregung und die Polizei forscht nach den Verbrechern, die Spur fehlt aber völlig. Da erzählt am zweiten Tage die zwölfwährige Tochter der Bestohlenen, daß sie die Diebe gesehen und unter ihnen den Sohn eines Nachbarn erkannt hätte. Zu einer böshafte Verleumdung ist offenbar kein Grund vorhanden und so werden gegen den Verdächtigten erste gerichtliche Schritte eingeleitet. Weitere Vernehmungen erweisen aber seine Unschuld und bei genauerem Ausfragen ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß das Mädchen den von ihm geschilderten Vorgang geträumt, den Traum aber vergessen und das Geträumte für wirklich Erlebtes gehalten habe.

Dieser Fall steht nicht vereinzelt da. In Prozeßverhandlungen ist man allerdings gegen solche Erklärungen von Zeugenaussagen sehr skeptisch. Es kommen verschiedene Interessen in Betracht und es muß immer auch die Möglichkeit einer absichtlichen Täuschung des Richters angenommen werden. Furcht vor der Strafe, Parteinahme,

Bosheit und Rache sind ja die Hauptmotive, welche Zeugen zu falschen Aussagen vor Gericht verleiten. Immer aber muß beachtet werden, daß ein falsches Zeugnis auch wider Wissen und Willen des Zeugen abgelegt werden kann, wenn er das Opfer irgend einer Täuschung geworden ist.

Gerade in der Neuzeit beschäftigt man sich viel mit der Psychologie der Zeugenaussagen; durch zahlreiche Versuche und Beobachtungen ist festgestellt worden, wie leicht sich die Menschen in der Wiedergabe eines erlebten Vorganges täuschen. Ungenaue Beobachtung, Sinnestäuschungen, Suggestion bilden die häufigsten Quellen ungenauer oder falscher Zeugnisse. Das Gedächtnis kann uns aber auch derart täuschen, daß wir fest überzeugt sind, etwas gesehen und gehört zu haben, obwohl dies gar nicht der Fall ist.

Solchen Erinnerungsfälschungen sind im geringeren oder größeren Maße wohl alle Menschen ausgesetzt. Wir lesen ein neues Werk, das uns fesselt, und wenn wir zu Ende sind und an das Gelesene zurückdenken, glauben wir plötzlich, daß wir dasselbe schon vor langer, langer Zeit gelesen haben. Der Schriftsteller schreibt eine neue Arbeit und plötzlich taucht ihm die Erinnerung auf, daß er dasselbe schon früher einmal geschrieben habe; der Maler malt eifrig an einem Bilde und in der Ruhepause erinnert er sich, dasselbe Bild in demselben Atelier vor langer Zeit gemalt zu haben. Solche Erinnerungen sind nicht angenehm, sie erzeugen oft ein peinliches Gefühl und sind mit Unruhe und Beklemmung verbunden. Die Sache ist seit lange bekannt. Dichtern, der geschätzte Physiker und Satiriker, war derartige Eindrücke, so oft ausgesetzt, daß er wiederholt behauptete, er müsse schon einmal auf der Welt gewesen sein, da ihm vieles, was er gewiß noch nicht erlebt habe, so bekannt vorkomme. Später wollten einige Forscher die Sache so erklären, daß derartige Erinnerungsfälschungen zum Teil vererbte Erinnerungen wären; wir glauben, etwas erlebt zu haben, während in Wirklichkeit unsre Vorfahren es erlebt haben.

Man braucht aber nicht zu so ungewöhnlichen Mitteln zu greifen, um die meisten dieser seltsamen Erinnerungen zu erklären. In der Regel wird es damit folgende Verwandtnis haben. Das Erinnerungsbild, das in uns aufsteigt, ist ungenau; wir haben nicht dasselbe gesehen, geschrieben oder gemalt, sondern etwas ähnliches; im Augenblick können wir uns aber auf die Einzelheiten nicht genau bestimmen; wir haben nur das Gefühl, das wir schon einmal hatten, wieder aufgefrischt und ergänzt es durch die gegenwärtigen Eindrücke.

Die Erinnerungsfälschung ist somit die Folge einer unvollständigen oder mangelhaften Gedächtnishaltigkeit. Damit steht es auch im Einklang, daß sie vorwiegend bei Ermüdeten eintritt. Es ist allgemein bekannt, wie sehr das Gedächtnis bei Vergleichen leiden kann. Mosso kannte einen Professor der Botanik, der während des Aufstieges allmählich die Namen der Pflanzen vergaß und sich derselben erst wieder erinnerte, als er abstieg. Sauffure sagt, daß er, als er von Col de Géant abstieg, nicht mehr die Worte finden konnte, um einen Gedanken auszudrücken. Auch der Gesichtssinn leidet unter der Ermüdung. Die Gesichtsschärfe und die Lichtempfindlichkeit sind vermindert; das Auge kann schließlich die Formen der einzelnen Gegenstände nicht mehr gut unterscheiden und die Entfernungen derselben nicht genau abschätzen. Im ermüdeten Zustande beobachtet man nicht scharf und erinnert sich schlecht. Man hält sich nur an Hauptzüge des Wahrgenommenen und gelangt leicht zu dem Schlusse, es schon einmal erlebt zu haben. Der Kriminalpsycholog Hans Groß schreibt: „Ich hatte solche Erinnerungsfälschungen am häufigsten während des bosnischen Occupationsfeldzuges 1878, als wir die atzen Parforcemärsche von Esseg bis Sarajewo machten. Die Fälschungen traten aber regelmäßig nur nachmittags auf, als wir schon ermüdet waren. Dann schien mir die ganze Gegend, in der ich natürlich mein Leben lang eher nicht war, vollkommen bekannt, und als ich gleich zu Anfang einmal den Befehl bekam, einen von Türken besetzter Han zu stürmen, so dachte ich nur lediglich, da werde nicht viel los sein, das habe ich ja schon oftmals gemacht. Und es ist nie dabei etwas passiert. Damals waren wir allerdings auf das äußerste erschöpft. Selbst als wir dann in den Han eingedrungen waren, imponierte mir die seltsame Umgebung gar nicht, und ich meinte, so sähe das Innere eines Hans immer aus — obwohl ich eher noch nie ein solches türkisches Straßenhotel in natura oder in Abbildung gesehen hatte.“

Die Ermüdung kann aber noch andre Erscheinungen hervorrufen. Die Ermüdungstoffe, die nach geistiger oder physischer Arbeit im Blute kreisen, haben giftige und zum Teil narcoische Eigenschaften. Es ist bekannt, daß stark Ermüdete in ein Fieber verfallen können, in dem sie wie in einem Delirium phantastieren. Auf die Klinik von Professor Chomel in Paris wurde einmal ein entkräfteter im Fieberzustande befindlicher Jüngling gebracht. Der Professor untersuchte ihn sorgfältig und stellte die Diagnose: Typhus oder Anfang der Pocken; aber in zwei Tagen war der junge Mann wohl und munter. Er hatte nur die Strecke von Compiègne nach Paris zu Fuß in zwei Tagen zurückgelegt. Mosso bemerkte, daß Führer und Vergifteter, die in der Hütte Königin Margerita auf dem Monte Rosa in sehr ermüdetem Zustande ankommen, sich so benahmen, daß man glauben konnte, sie seien berauscht; andre wieder schienen, nachdem sie ausgerufen waren, wie aus einem Traume zu erwachen. Einige Radsfahrer, die eine mehrere Tage dauernde Wettsfahrt gemacht hatten, benahmen sich einen Tag so erregt, daß sie für verrückt gehalten wurden. Die Ermüdung erzeugt also einen nervösen Rausch und das gilt auch von intellektueller Ueberarbeitung. Liebauht berichtet von

Josua Reinolds, daß er aus seinem Atelier heranstretend, die Laternen für Bäume und die Frauen für bewegte Sträucher hielt. Ermüdet, vermengte er seine wirklichen, unbestimmten Empfindungen mit den reproduzierten Empfindungen, die er noch nicht aus dem Gedanken losgeworden war.

Der nervöse Rausch kann Hallucinationen erzeugen, die, wenn sie nicht zu unnatürlich und zu absurd sind, für Wirklichkeit gehalten werden. Der Angetrunkene besinnt sich später nicht auf vieles, was er gesehen oder gesehen hatte, er besinnt sich aber auch auf Dinge, die sich thätig nicht ereignet haben.

Wenn sich die Menschen bei einer Erinnerungsfälschung prüfen, so werden sie zumeist finden, daß sich eine solche im Zustand der Ermüdung eingestellt hat. Beim Lesen war man müde von der spannenden Lektüre, beim Malen überarbeitet usw. Auch die Begleiterscheinungen der Erinnerungsfälschungen, wie Unruhe, Beklemmung, deuten auf Ermüdung hin.

Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Traum. Er ist oft so absurd, daß er in Erinnerung niemals als Wirklichkeit wieder-aufleben kann. Manchmal ist er aber so beschaffen, daß er sich völlig im Rahmen des normalen Lebens bewegt. Namentlich Träume, in denen man irgend eine Aufgabe, die man gerade vor hatte, gelöst hat, können uns täuschen. Eine Zeit lang nach dem Erwachen halten wir sie für wahr; wir glauben, daß wir das Nötige erledigt, das Erwartete eingetroffen ist, bis stärkere Eindrücke der Wirklichkeit beim Aufstehen, Ankleiden uns zur Besinnung bringen und den Traum als solchen erkennen lassen. Bei diesen Träumen spielt die Suggestion eine Rolle; es sind Wunschträume, die, wie Sigmund Freud ausgeführt hat, namentlich in kindlichem Alter sich einzustellen pflegen. Der Kleine hatte Kirichen gesehen, er möchte sie essen; es wird ihm aber nicht erlaubt; nun träumt er, daß er die Kirichen bekommen hat. Dieser Art war auch der Traum in dem von uns zum Anfang erwähnten Fall. Man suchte nach dem Dieb; das Mädchen hatte von dem Diebstahl gehört und wünschte, daß der Dieb entdeckt werde. Im Traum erfolgte die Entdeckung und das Kind hatte beim Erwachen den Traum vergessen. Im Laufe des Tages, als von dem Diebstahl wieder die Rede war, hielt es das, was es im Traume gesehen, für Wirklichkeit und rückte mit seiner Angabe heraus. Diese Art kindlicher Erinnerungsfälschungen ist daran leicht zu erkennen, daß die Kinder erst nach einer oder nach mehreren Nächten ihre Angaben machen.

Eher aber noch als im wirklichen Traum, können Eindrücke in Schlaftrunkenheit oder Halbschlaf zu Erinnerungsfälschungen Anlaß geben. Dierher gehört ein Fall, den ein in ersten Reihen der Wissenschaft stehender Gelehrter, Professor Groß, mitgeteilt hat.

Herr K. ist eines Morgens um 6 Uhr aufgestanden, ist in das Badezimmer gegangen, um eine Douche zu nehmen, hat sich dann wieder niedergelegt und ist erst zwischen 7 und 8 Uhr aufgestanden.

Die erste Frage seiner Gattin war nun, warum er heute so früh aufstehen wollte? Er antwortete, er habe eine Douche genommen. „Das weiß ich“, antwortete Frau K., „aber dann wolltest Du Dich ankleiden und erst auf meine Bemerkung, heute sei doch Feiertag, es seien die Zimmer noch nicht aufgeräumt, Du solltest Dich nochmals niederlegen, gabest Du mir recht.“ „Was that ich denn dann?“ fragte Herr K. „Du gingst zum Fenster, um nach dem Wetter zu sehen und legtest Dich dann erst nieder.“ Nun konstatierte Herr K., daß seine Frau das Ganze geträumt habe. Frau K. war offenbar durch das Aufstehen ihres Mannes halb wach geworden und hatte dann im Schlummer alles Folgende geträumt. Herr K. hatte mit seiner Frau kein Wort gesprochen und war auch nicht ans Fenster getreten. — C. Falkenhof.

## Kleines feuilleton.

er. Ein trautes Heim. „Aber nach dem Kaffee gehen wir doch und sehen uns die Kinder an, nicht wahr, Tante Oberin, bitte!“ Der Badtsch nahm die Hand der Dame und schüttelte sie herzlich.

„Aber, Ella“, mahnte die Mutter, „nicht so wild.“ Die Oberin lächelte begütigend: „Laß sie doch wild sein, Marie. Kinder müssen wild sein, sonst sind es keine Kinder.“

„Sie ist aber vierzehn Jahre.“ „Na ja, also das schönste Alter, wo sich die Jugend austoben muß, nicht wahr, Maus?“ Sie strich der Kleinen lieblosend durch das braune Lockenhaar.

Es war ein gemütliches Zimmer, in dem sie saßen. Atmodische Möbel von gediegener Pracht; in dem breiten Kamin brannte ein helles Feuer und erfüllte das Zimmer mit angenehmer Wärme. Durch das hohe breite Fenster sah man in den parkartigen Garten, der jetzt in den schönsten Herbstfarben prangte.

„Ja einjam ist es wohl bei Euch hier draußen?“ fragte Frau Marie. „Besonders jetzt im Winter, nicht?“

„Nun ja, aber es geht.“ Die Oberin brach ein Stück Kuchen durch. „Ich hab' viel Verkehr mit Pastors und dem Doktor und dann kommt auch Besuch von den Gütern herüber. Oder ich fahre hin. Ja, da vergeht der Winter. Na, und schließlich hat man seine Arbeit. Wir haben jetzt vierzig Kinder hier im Heim.“

„Vierzig Kinder?“ staunte Frau Marie. „Es ist doch ein segensreiches Werk.“

„Nun und ob...“ Die Oberin lächelte geschmeichelt. „Was würde denn aus den Mädchen werden, wenn wir uns nicht ihrer annähmen?“ Sie betonte das „Wir“ sehr stolz. „Es

sind Arbeiterkinder. Hier lernen sie nun die Wirtschaft und werden einmal ordentliche Dienstmädchen. Wir besorgen ihnen dann auch den ersten Dienst; natürlich nur in guten frommen Häusern.“

„Es ist wirklich ein segensreiches Werk“, wiederholte Frau Marie. „Und Ihr nehmt sie gleich nach der Schule her?“

„Gleich nach der Schule“, erzählte die Oberin, „sie kommen so mit vierzehn Jahren und bleiben bis zum sechzehnten, dann können sie aber auch alles.“

„Und sind vor allen Dingen fromm und demütig erzogen.“ sagte Frau Marie. „Ach, das ist ja so wundervoll, wenn man ein demütiges Dienstmädchen bekommt, es mühte viel mehr solcher Dienstmädchen-Schulen geben.“

„Zawohl, aber bekommt man denn Schülerinnen dafür?“ Die Oberin geriet in eine gelinde Entrüstung: „Denkst Du denn, Elterran geben uns ihre Kinder? Die schiden die Mädchen doch lieber in die Fabrik. Wir bekommen fast nur Waisennädchen, um die sich sonst kein Mensch kümmern will!“

„Und was machen die nun eigentlich hier, Tante Oberin?“ fragte Ella mit ihrer hellen Stimme.

Die beiden Damen lachten; die Oberin strich der Kleinen von neuem zärtlich über den Scheitel: „Was werden sie machen, Maus? Sie müssen arbeiten, aber tüchtig.“

„Machen sie alles allein?“ fragte Frau Marie. „Nun natürlich“, nickte die Oberin, morgens wird das Haus gereinigt, geheizt usw. Eine andre Abteilung hat die Küchenarbeit, die dritten waschen, rollen und plätten, und andre machen wieder den Garten. Die beiden Schwestern passen natürlich auf, aber helfen darf keine. Das machen die Mädchen allein.“

„Was sie dabei lernen!“ bewunderte Frau Marie. „Aber, aber... aber können die denn das?“ Ella, die bisher schweigend zugehört, machte große Augen. „Du, Tante Oberin, waschen müssen sie auch und Stuben aufwischen? Ich denke, sie sind erst vierzehn Jahre alt, wenn ich das nun mühte, das könnte ich nicht.“

„Na ja, Du!“ Die beiden Damen lachten wieder. „Du bist doch auch ganz etwas andres, Maus; Du kannst Dich doch nicht mit den Mädchen vergleichen!“ Die Oberin stand auf und klopfte ein paar Küchenkrämer vom Kleide. „Na, nun werde ich Euch einmal die Anstalt zeigen. Kommt! Bindet Euch aber Tücher um, es ist kalt in den Zimmern.“

„Ja, es ist wirklich kalt!“ sagte Frau Marie, während sie durch die Räume schritten. Fröstelnd zog sie das weiche Seidentuch um die Schultern. „Ihr heizt wohl hier noch nicht?“

„Noch nicht, nein!“ sagte die Oberin, „bei mir laß ich ja schon heizen, wie Du gesehen hast, aber in der Anstalt wird erst vom fünfzehnten an eingeläuft. Das ist so Hausordnung. Wir müssen uns nach der Hausordnung richten. Die Mädchen arbeiten ja auch. Dabei werden sie warm.“

„Jetzt spielen sie wohl?“ fragte Ella. Sie hatte selbst ihre Puppe auf dem Arm und sprang leichtfüßig neben den beiden Damen her.

„Spielen? —“ fragte die Oberin. „Das sind doch keine Kinder mehr. Zum Spielen ist hier keine Zeit, Mäuschen. Mittags wird eine Essenspause gemacht und nachmittags gehen die Mädchen eine halbe Stunde im Garten spazieren. Abends liest die Schwester ihnen eine Stunde aus der Bibel vor oder aus einem christlichen Blatt und dann wird ins Bett gegangen. Ja, so vergeht der Tag.“ Das Letzte war mehr zu Frau Marie gesprochen. Die nickte zustimmend. „Die Zeit zum Lernen ist ja auch nur knapp: zwei Jahre. Da muß jede Minute ausgenutzt werden.“

„Na, das geschieht auch reichlich.“ Die Oberin stieß eine Thür auf. „Seht, hier ist der Schlaßaal.“

„Er, ist der kalt!“ Ella schauderte zusammen. „Kalt schlafen ist gesund!“ sagte die Oberin trocken; zugleich seufzte sie auf: „Ja, mit dem Schlaßaal ist es ein Glend; es ist im Winter so schrecklich nah. Und heizen dürfen wir nicht nach der Hausordnung. Na, wenigstens hab' ich die Schwestern jetzt in einem trockenen Zimmer untergebracht, ich werde auch wohl noch der Verwaltung einen Oser für sie abknöpfen können.“

„Kalt schlafen ist schrecklich!“ sagte Frau Marie. „Ja, ich muß es auch warm haben“, nickte die Oberin, „aber nun kommt ins Nähzimmer. Da sind die Mädchen jetzt. Unsere Mädchen arbeiten doch alles allein, wißt Ihr. Alles was sie tragen, ihre Kleider, ihre Wäsche, ihre Strümpfe.“

„Ihre Kleider auch!“ schrie Ella. „Ach, das könnte ich noch nicht.“

„Na Du...“ sagte die Oberin zum zweitenmal. Frau Marie zog die Stirne kraus: „Vergleich Dich doch bloß nicht immer mit den Arbeiterkindern, das ist ja zu albern.“

„Ja, seht Ihr, da sind die Mädchen!“ Die Oberin stieß eine Thür auf und ging voran. Eine Schar halbwüchsiger Kinder erhob sich von ihren Plätzen; kleine, verminderte Gestalten, denen man nur allzu deutlich die Herkunft aus Armut und Glend ansah. Die Oberin gab mit einer Handbewegung das Zeichen zum Setzen und wandte sich zu Frau Marie und Ella: „Seht mal, wie schön sie nähen, die Diese hier macht sich jetzt einen Rod. Zeig mal her, Liese!“ Sie nahm der Kleinsten die Arbeit aus der Hand und hielt sie Ella hin: „Siehst Du Maus, so wird es gemacht. Ja, sie müssen fleißig sein, sie brauchen Zeug. Sie kommen ja so armelig und zerlumpt zu uns. Hier die Liese, das ist unsere Jüngste. Ich sage Euch, wie sie zu

uns kam, rein in Plündern.“ Sie nahm das Kind bei den Schultern und zog es vor: „Jetzt sieht sie anders aus, nicht?“  
Alle Blicke richteten sich auf Diefie. —

**Aus dem Tierleben.**

k. Der Gesang der Vögel ist in der letzten Zeit wiederholt von Engländern, namentlich von Charles A. Bitchell, zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden. Auf diesen Beobachtungen fußend, veröffentlicht Robert McLeod in der „London Quarterly Review“ eine Abhandlung über die Entwicklung des Vogelgesanges. Er weist darauf hin, daß die ersten Stimmlaute Schreie des Schreckens oder Zornes waren. Dem Gefahrssignal und Kampfschrei wird die Afnote hinzugefügt. Diese drei Töne sind in den Gesang der meisten unsrer Vögel vertoben. Dann wird die Nachahmung als eine der Hauptquellen musikalischer Komposition bei den Vögeln dargestellt. „Der Uferschilffänger, ein tüchtiger Sänger, ist ein begabter Nachahmer. Es giebt thafächlich keine Grenze für die Verschiedenheit der Töne, die er reproduzieren kann. Wir haben mit Entzücken seinem außerordentlichen Gesang, einem Potpourri vieler Weifen, zugehört, wenn die Dämmerung sich zur Dunkelheit verdichtete. Man kann ihn gar nicht beschreiben — schnell, vielkömig, mannigfache Lichter und Schattierungen in verschiedenen Kadenzen, mit völliger Treue den Gesang der Nachbarvögel wiedergebend, manchmal augenscheinlich in vorher überlegter Ordnung. Ammern ahmen Piepern nach; Grünfinken und Goldammern haben ähnliche Stimmen, und wir wissen, daß sie im Winter ihre Nahrung an denselben Orten suchen und die Lockrufe hören. Der Holzhäher ahmt im wilden Zustand so stark nach, daß er in seinem Gesang nicht nur das schrille Hu der Gabelweife, den scharfen Ton des Puffard und das Heulen der Gule einführt, sondern auch das Blöden des Lammes und das Wiehern des Pferdes. Ein Sperling, der von einem Hänfling erzogen wurde und zufällig einen Stieglitz singen hörte, entwickelte einen Gesang, der ein Gemisch des Singens dieser beiden Vögel war; während ein anderer, der in einer Kanarienhede groß geworden war, wie ein Kanarienvogel sang, nur besser; ein dritter, der in einem Käfig dicht bei einer Feldlerche groß geworden war, ahmte mit überraschendem Erfolg den Gesang der Feldlerche nach, unterbrach die Weise aber mit seinen eignen Afnoten. . . . Auch andre Tiereschreie sind nachgeahmt worden. Das Brüllen des Straußes und des Löwen soll so ähnlich sein, daß selbst Hottentotten manchmal nicht eine Unterscheidung machen können. . . . Bitchell hat auch den kühnen Versuch gemacht, den Zauber des Gesanges der Nachtigall zu beschreiben. „Der volle Ton, den die Nachtigall entfaltet, steht ihr in vielen Punkten bei der Genauigkeit der Nachahmung im Wege. In der That ist der Gesang so wundervoll, daß der Lauscher im Stande ist, alles andre zu vergessen über der schönen Innigkeit und Leidenschaft der Sängerin. Vielleicht erhöht die Umgebung des Vogels diesen Eindruck. Bald reicht der Schall weit, bald scheint der Ton sanft; bald wieder ist es ein lauter Klang; bisweilen eine Drohung (rrrrr), dann wieder ein „piu piu“, das zu einem erstaunlichen Crescendo anwächst. Bald ahmt sie das „sipsip sip si si si si“ der Weidenzeife nach, dann wieder die murmelnden Töne der Spechtweise. Der wissenschaftliche Forscher wird irre geführt durch diesen stürmischen Gesang, die wilde Melodie, das Triumphplüden der Natur selbst, das zu Herzen geht. Nun klingt es flehend — jetzt wieder pathetisch; bald feierlich, bald heftig, triumphierend, halb fröhlich. Man glaubt sie im selben Atemzuge lichern, höhnen und verweisen zu hören. . . .“ Der Einfluß der Liebe auf die Entwicklung des Vogelgesanges ist vielfach übertrieben worden. Bei den Wandervögeln singt das Männchen leidenschaftlich vor der Ankunft des Weibchens; „es ist eine Thatsache, daß erst wenn die Werbungzeit vorüber, das Nest gebaut ist und die häuslichen Sorgen begonnen haben, der Vogel seine ganze Seele in den Gesang legt. Der schönste Gesang ist nicht der des verbenden Vogels, sondern des Vogels, der gefiegt hat. Der Gesang, der in seiner höchsten Entfaltung in den Frühling fällt, stammt hauptsächlich vom erwachsenen Männchen. Es ist wahrscheinlich eine Rundgebung der Kraft und überströmenden Lebenslust. Es ist der Ueberfluß des neuen Lebens und der alles erfassenden Freude, die die Frühlingszeit mit ihrem Ueberfluß an Nahrung und hellem Sonnenschein dem gesunden Vogel bringt.“ —

**Aus der Pflanzentwelt.**

— Melia Azedarach ist in der letzten Zeit Gegenstand einer speziellen Gemischen Untersuchung seitens J. Dudenampsen geworden. Dieser Baum wird häufig im tropischen Afrika angetroffen, wo er zweifellos nicht heimisch ist. Melia soll vom Himalaya herkommen, wo man ihn in einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß findet. Man nimmt an, daß er durch die Moslimen in die südlichen Gegenden von Indien gebracht wurde. Andre bezeichnen wieder den Norden Indiens, Persien und China als seine Heimat. Von Süd-europa aus wurde Melia nach den Vereinigten Staaten, und zwar nach der Kolonisierung Karolinas und Georgiens eingeführt. Wir selbst begegneten ihr in verschiedenen Punkten im Libanon. Sehr häufig ist er auch in Syrien und Palästina. Dieser Baum wird häufig als Zierbaum angepflanzt. Er wächst sehr rasch auch in armen Boden, nur verträgt er nicht feuchten Untergrund. In verschiedenen Gegenden werden der Rinde, den Blättern und Blüten sowie den Früchten der Melia mannigfaltige toxische Eigenschaften zugeschrieben.

Die getrocknete Rinde der Melia findet Verwendung auch in der Pharmacopoe der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie hat einen leicht aromatischen Geruch und einen bitteren, übererregenden Geschmack. Aus den Früchten der Melia wird 50 bis 60 Prozent eines Fettes gewonnen, welches schnell ranzig wird. Dieses Fett führt den Namen „Del von Margosa“ und kann bei der Seifenfabrikation, in der Malerei und zur Beleuchtung verwendet werden. Aus den grünen Früchten wurde in Georgien durch Gärung und Destillation eine Art Whisky gewonnen. Die Blätter und Früchte der Melia sollen trockenes Obst vor Insektenfraß schützen und ein Absud von gepulverten Früchten soll sich in Amerika sogar als ein ausgezeichnetes Mittel gegen Baumschädlinge erwiesen haben. Die Früchte sind giftig und die Chinesen verwenden sie als wärmerestreibendes Mittel. Die Gemischen Untersuchungen von Dudenampsen ergaben, daß die Rinde von Melia eine auf die Nische betäubend wirkende Substanz enthält. Diese Substanz ist in Wasser löslich und verliert beim Kochen ihre toxischen Eigenschaften. Außerdem enthält die Rinde ein Harz, Phytosterin, Azedarachsäure, ein Tannin, Saponin, das die betäubende Wirkung der Pflanze erklärt, und eine bittere Substanz.

Wie dem auch sei, zweifellos aber ist es, daß die Melia für Schafe, Ziegen und Kühe ein gutes, gierig gefressenes Futter liefert. Wir haben es häufig gesehen, wie im Libanon und Syrien den Tieren die Blätter der Melia vorgefetzt und von denselben gern aufgenommen wurden. Ebenso sollen die Früchte den Tieren keinen Schaden verursachen. Das Holz der Melia kann als Bauholz verwendet werden. Auch wurde Melia als Schattenbaum für Kaffeepflanzungen empfohlen; er soll bei richtiger Formierung in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. —

(„Der Tropenpflanzer“. Berlin.)

**Humoristisches.**

— Gemütlich. Polizist (zu einem Mann, der aus einer Vereinsversammlung herausgeflogen kommt): „Wer sind Sie?“  
„Ich bin die Opposition!“ —

— Autlerlatein. Sonntagsjäger: „Neulich fuhr ich per Automobil zur Jagd. Geschossen habe ich freilich nichts, aber mit der Maschine einen Hasen überfahren; dabei ist der Benzinhälter explodiert, und der Hase wurde gleich gebraten.“ —

— Die Unschuld. „Also, Frau Huber, ich sag's Ihnen noch einmal, das, was Sie gestern von mir hörten, darf unter keinen Umständen unter die Leute kommen.“

„Von mir aus nicht, Frau Schulze, wenn's nicht die Berrlein, der ich's eben erzählte, weiterplauscht.“ —  
(„Meggendorfer Blätter“.)

**Notizen.**

— Ein unbekanntes Tagebuch von E. T. A. Hoffmann ist im Nachlaß von Joseph Kürschner aufgefunden worden. Von besonderem Interesse ist darin der Text des burlesken Singspiels „Der Renegat“. Das Tagebuch wird in der Zeitschrift „Die Musik“ veröffentlicht werden. —

— Hugo v. Hofmannsthal's Bearbeitung der Sophokleschen „Elektra“ geht als nächste Novität im Kleinen Theater in Scene. —

— Das „Neue Kinder-Theater“ beginnt am 24. (im Neuen Theater) und 25. Oktober (im Prachtfaßen des Westens, Spichernstr. 3) seine Vorstellungen. —

— Die nächste Premiere des Neuen Theaters ist Tolstoj's Komödie „Früchte der Bildung“. —

— Holger Drachmann's Schauspiel „Junker Kai“ hatte bei der Erstaufführung im Stuttgarter Hoftheater keinen rechten Erfolg. —

— Max Halbes neues Schauspiel „Der Strom“ erzielte bei der Erstaufführung im Wiener Burgtheater einen starken Erfolg. —

— Die Wiener Censur hat die Aufführung von Strindbergs „Gräfin Julie“ freigegeben. — Werkmanns Schauspiel „Liebesünden“ bleibt verboten, obwohl versucht worden war, durch Umgestaltung einzelner Szenen und Figuren die Aufführung des Stückes zu ermöglichen. —

— „Gold-Pirol“, eine neue idyllische Ouverture von E. U. v. Reznicek, wird in diesem Winter von Nisch in Berlin und Leipzig erstmalig aufgeführt werden. —

t. Die Expedition nach den Schildkröten-Inseln, die in den Jahren 1898 und 1899 von den beiden Universitäten Hopkins und Stanford gemeinsam ausgerüstet und unterhalten wurde, lieferte eine so große Fülle von naturwissenschaftlichen Sammlungen, daß deren Bearbeitung noch heute nicht beendet ist. Im letzten Heft der Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Washington haben zwei Zoologen über das Ergebnis der Fischfänge jener Forschungsreise berichtet. Am allgemeinen besteht die Ansicht, daß die Tierwelt der Erde heute bereits ziemlich gut bekannt sei. Wie wenig dies noch immer der Fall ist, beweist die Thatsache, daß jene Expedition allein 23 neue Arten von Seefischen entdeckt hat, von denen außerdem nicht weniger als fünf von allen bisher bekannten Formen so abweichend sind, daß man sie sogar als neue Gattungen hat betrachten müssen. —